

Elizabeth Musser

Und jenseits
der Berge
das Leben



Über die Autorin:

Elizabeth Musser schreibt Romane, die Unterhaltung und Nahrung für die Seele bieten. Ihren kreativen Arbeitsplatz hat sie nahe bei Lyon in ihrem kleinen „Chalet“, das ursprünglich einmal ein Geräteschuppen war. Elizabeths Bücher sind schon in viele Sprachen übersetzt worden. Ihr packender Roman „Und jenseits der Berge das Leben“ ist in den Niederlanden zu einem Bestseller geworden.

Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren sind Elizabeth und ihr Mann Paul nun schon im Rahmen der Arbeit von „International Teams“ in Europa missionarisch und sozial-diakonisch tätig. Die beiden haben zwei Söhne, eine Schwiegertochter und drei Enkel, die alle (leider viel zu weit weg) in Amerika leben.

Mehr über Elizabeth können Sie unter www.elizabethmusser.com erfahren.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-597-1

Alle Rechte vorbehalten

Originally published in English under the title

The Long Highway Home

Copyright © 2015 by Elizabeth Musser

Originally published by Uitgeverij Kok, Utrecht

German edition © 2016 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Julian Müller

Umschlagbilder: iStockphoto.com / mihtiander

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /

Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck und Bindung: CPI Moravia books, Leck

www.francke-buch.de

Widmung

*Für meine wundervollen Schwiegereltern
Doris Ann und Harvey Austin Musser*

Danke, dass ihr uns mit euren außergewöhnlichen und erstaunlichen Geschichten darüber inspiriert habt, wie ihr inmitten eurer Missionsarbeit fünf Kinder erziehen konntet. Euer Vorbild und die fröhliche Verbundenheit, die ihr uns als Musser-Familie vorgelebt habt, haben mich in all den Jahren unserer eigenen Missionstätigkeit sehr ermutigt. Ich fühle mich dadurch gesegnet, dass ich ein Teil des großen Musser-Clans sein darf.

Und für all die Missionare, die im Rahmen der Arbeit von „International Teams“ schon viele Jahre ihren Dienst in Europa tun.

Ihr seid wirklich mutig und stark. Manche eurer Geschichten habe ich in diesem Buch wiedergegeben. Danke, dass ihr inmitten von Schwierigkeiten und Herausforderungen nicht müde werdet, in Gottes Auftrag Gutes zu tun.

Prolog

Außerhalb von Wien, Dezember 1989

Der alte rote Transporter mit dem ausgebleichenen Lack stand hinter unserer „Kaserne“, wie wir sie liebevoll nannten, und wartete darauf, mit Schmuggelware beladen zu werden. Ich lief hinter Jenny her und hatte wie sie die Arme voller Bücher. Jeremy legte seine auf der Erde ab und schloss „Dusty“, unser treues Gefährt, auf.

Er stieg hinten ein und klappte die Polster der Sitzreihen nach oben. Ich fröstelte in der Dämmerung dieses Dezembermorgens. Der Himmel über Wien legte allmählich seinen dunkelgrauen Mantel ab und brachte sanfte Pastelltöne in violett, rosa und blau zum Vorschein. Ich dachte an Amir, wie er zusammengekauert in diesem öden Raum im Flüchtlingsheim in Traiskirchen saß.

„Jill, ich habe ihn gefunden, und alles nur durch dich.“

„Nein, das war er selbst. Er schafft das ganz allein.“ Das Herz klopfte mir bis zum Hals.

„Ich habe Angst. Sie schicken mich weg. Ich habe ihn doch erst kennengelernt und jetzt schicken sie mich weg.“

„Für die, die ihn suchen, ist er überall“, flüsterte ich und merkte, dass ich nach seinen Händen gegriffen hatte und uns beiden die Tränen übers Gesicht liefen.

Amir nickte. „Ja. Aber ...“

„Vertrau ihm.“

„Das tue ich. Aber Jill. Was ist mit dir? Wie werde ich dich wiederfinden?“

„... und es soll schon wieder Krawalle in Rumänien gegeben haben. Jill! Hörst du mir überhaupt zu?“

Ich wischte mir eine Träne von der Wange und wandte mich Jeremy zu. „Entschuldige. Ich war in Gedanken. Hier sind die restlichen Bücher.“

Ich reichte ihm den Stapel und las den rumänischen Titel. Nach

fünf Jahren beherrschte ich die Sprache endlich einigermaßen. Jeremy nahm eine kostbare Fracht nach der anderen und legte sie in die kleinen Fächer, die unter den Sitzen versteckt waren. Bibelstudienbriefe, Bibeln, Biografien – wir machten den „B“-Transport, wie wir ihn nannten.

Endlich waren die Bücher verladen und Jeremy schlug die hintere Tür zu. „Fertig?“

Ich zuckte mit den Achseln und dachte wieder an Amir. Heute stieg er in den Zug. Als Flüchtling. Heute wurde er in eine andere Stadt in Österreich gebracht, um auf das Ergebnis seines Asylantrages zu warten.

„Alles wird gut, Jill“, sagte Jeremy, als hätte er meine Gedanken gelesen. „Er hat das Buch und er hat den Freund kennengelernt.“

So lief das bei uns, wir sprachen immer in dieser Geheimsprache, nutzten falsche Namen, flüsterten und taten, was man nicht tun durfte. Seit fünf Jahren trug ich den Titel *Bibelschmugglerin*. Dutzende Fahrten über die Grenze in einem alten, rostigen Transporter. Erst seit Kurzem hatte ich einen neuen Titel bekommen, *Flüchtlingshelferin* – für die, die aus ihrer Heimat geflohen und der Brutalität entkommen waren. Die, die sich in Westeuropa ein neues Leben aufbauen wollten. Bibelschmugglerin, Flüchtlingshelferin, hoffnungslos verliebt ...

Ich stieg auf der Beifahrerseite ein, zog die Tür zu und meine Jacke eng um mich. Jeremy legte den ersten Gang ein und wir rummelten aus der Kaserne. Ich spürte die Blicke von Kelly, Brenda, Lisa und Fred auf mir – unsere Kollegen, ebenfalls mit falschen Namen und Identitäten. Ich konnte spüren, wie sie uns nachsahen und still beteten. *Vater, beschütze sie. Verschließe die Augen der Grenzbeamten. Lass sie sicher über die Grenze kommen und ohne Zwischenfall ihren Kontakt erreichen.*

Ja, Herr, stimmte ich ein, als Jeremy einen Gang hochschaltete. Wir rollten auf die Straßen südlich von Wien und nahmen Kurs auf Rumänien, die Morgensonne knapp überm Horizont.

Wir sollten unseren Kontakt in einer kleinen Gasse hinter der Kirche im Zentrum von Temeswar treffen. Die Scheinwerfer waren ausgeschaltet und wir saßen im Dunkeln. Eine Viertelstunde war-

teten wir schon, die Sekunden tickten wie bei einer Bombe, und ich fragte mich wie immer, ob dieses Mal jemand anderes kommen würde, jemand mit einer Waffe, der uns in eine feuchtkalte Gefängniszelle warf.

Wie schaffst du das nur?, wollten meine Freunde aus der amerikanischen Heimat wissen. „Mut ist Angst, die gebetet hat“, wiederholte ich dann den Spruch, den ich einmal auf einem Blechschild in einem Buchladen gelesen hatte. Ich betete wirklich viel, aber in dieser Nacht fühlte ich mich kein bisschen mutig.

Zwanzig Minuten vergingen, dreißig. Wir zitterten, hatten uns Decken umgewickelt, der Motor schwieg und unser Atem machte kleine Wölkchen, wenn wir redeten. „Sollten wir lieber fahren? So spät war er noch nie.“

Jeremy spähte durch die Windschutzscheibe. Dann fluchte er leise. In den vergangenen fünf Jahren hatte ich ihn nicht ein einziges Mal fluchen hören. Ich folgte seinem Blick und entdeckte zwei Männer, bewaffnet und in Uniform, die auf unser Auto zukamen.

Das ist das Ende.

„Mitkommen“, sagte der eine Mann auf Rumänisch und zeigte einen Ausweis hoch. „Sofort.“ Ein schroffer Blick aus kalten Augen.

Wir stiegen aus. Diesen Fall hatten wir trainiert. Ich würde nichts sagen. Kein Wort. Und wenn sie mich folterten. Ich kannte die echten Namen sowieso nicht. Nur den des Kontaktmannes, und der war genauso falsch wie unsere.

„Schneller“, knurrte der Größere der beiden und schubste uns voran.

Ich fing an zu zittern.

Der Bewaffnete griff nach meinem Arm und lief neben mir. „Keine Angst. Beruhigen Sie sich. Folgen Sie mir bitte.“ Wir schlängelten uns durch einen engen Gang und traten durch eine Kellertür.

Plötzlich waren wir in der Kirche und der Pastor, mager und aufgewühlt, aber mit einem Lächeln im Gesicht, stand vor uns. „Gott sei Dank, ihr seid in Sicherheit“, flüsterte er auf Englisch.

„Was ist hier los?“ Jeremys Blick wanderte von den bewaffneten Männern zum Pastor und zu mir.

„Da draußen? Ein Wunder. Ein Wunder! Aber es wird Leben kosten. Vielleicht meins, vielleicht eures. Und dennoch ein Wunder.“

Mittlerweile war sein Flüstern zu einem begeisterten Raunen geworden. „Vor drei Tagen kamen die Behörden und haben mich entlassen. Ich sollte in ein kleines Dorf viele Hundert Kilometer von hier verbannt werden. Und als sie mich holen wollten, Ceaușescu *Securitate*, da passierte es. Es ging so schnell, dass wir euch nicht mehr Bescheid geben konnten. Die ganze Gemeinde umstellte die Kirche und verwehrt der *Securitate* den Eintritt. Drei Tage halten sie nun schon aus und die Behörden sind wütend!“ Seine Augen strahlten. „Sie haben gedroht, das Feuer zu eröffnen, aber das wird nicht passieren.“

„Wieso nicht?“

„Ceaușescu ist im Iran. Ohne seinen direkten Befehl wird die Armee nichts tun und im Augenblick kann ihn niemand erreichen.“ Der Pastor lächelte glücklich.

Ich sah aus dem Fenster auf die Schatten, die die Kirche umringten. Der magere, ältere Gottesmann leitete eine der größten Kirchengemeinden in Rumänien. „Da draußen sind fast dreitausend Brüder und Schwestern“, sagte er ergriffen.

Ich ließ die Menge auf mich wirken. Irgendwo flackerte etwas auf. Ein Mann hatte eine Kerze angezündet und gab das Feuer weiter an seinen Nachbarn. Erst eine nach der anderen, dann leuchteten reihenweise Kerzen. Allmählich löste sich die Menge auf. „Sie gehen zum Marktplatz!“, jubelte der Pastor. „Kommt! Werdet Teil der Revolution!“

Die Bewaffneten waren verschwunden. Das war nicht das erste Mal, dass Männer aus dem Nichts erschienen waren, um uns zu retten, und sich dann genauso schnell wieder in Luft aufgelöst hatten. Wir nannten sie die „Engel der Nacht“ und das waren sie auch. Unsere osteuropäischen Brüder und Schwestern erzählten regelmäßig, wie Engel sie beschützt hatten.

Jeremy und ich traten hinter dem Pastor aus der Kirche und mir stand der Mund offen. Hunderte, Tausende von Menschen, jeder mit einer Kerze, marschierten langsam und schweigend die Straße hinunter, und auf dem Weg schlossen sich ihnen immer mehr Leute aus ihren Häusern an. Später hörten wir, dass über zehntausend Kerzenträger an diesem Freiheitsmarsch teilgenommen hatten.

Die Energie der schweigenden Menge wärmte mich und entzün-

dete ein Feuer in mir, als wäre ich selbst eine Kerze in der Menge. Revolution! Der Pastor hatte das Wort gebraucht. Es war 1989 und immer wieder hatten wir es im Fernsehen gesehen und im Radio gehört. Einige von uns aus der „Kaserne“ hatten am Umbruch in verschiedenen Ländern mitgewirkt. Ich nicht. Und jetzt stand ich auf dem Marktplatz von Temeswar und sah zu, wie jemand das Schaufenster einer Buchhandlung mit einem Ziegelstein einwarf. Sofort stürmten einige ins Ladeninnere und kamen mit Büchern heraus, hoch erhoben. „Freiheit!“, skandierten sie.

„Die Werke von Lenin, Marx und Ceaușescu“, flüsterte Jeremy mir ins Ohr, und während er noch redete, wurden Bücher und Kerzen auf einen Haufen geworfen und angezündet. Der Pastor hob siegesgewiss die Hände und rief: „Dies ist das erste Mal, dass Marx' Schriften unser Volk erleuchtet haben!“ Die Menge jubelte. Er stieg die Treppe des ehrwürdigen Opernhauses empor. Vom Balkon aus sprach er gemeinsam mit der Menschenmenge, die ich später die „Versammlung der Stunde Null“ nennen würde, das Vaterunser.

Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name ...

Wir sahen zu, wie das kommunistische Terrorregime ins Wanken geriet, und ich betete mit, voller Inbrunst. „Und für Amir“, sagte ich. „Sei mit Amir, Herr, wohin auch immer du ihn führst. Amen.“

Kapitel 1

Bobbie

Atlanta, Georgia, im Oktober 2005

Ich klopfte zweimal an der Tür im siebten Stock der vornehmen Seniorenresidenz in der Peachtree Street. „Peggy? Bist du da?“ Die Frage war eigentlich überflüssig. Mit zweiundneunzig verließ Peggy Milner selten am Nachmittag ihre kleine Wohnung. Sie erledigte ihre Besorgungen stets am Morgen, bevor ihr Körper seinen täglichen Wutanfall bekam, wie sie es nannte.

Ich besaß einen Schlüssel und schloss auf. Peggy saß mit dem Rücken zu mir in ihrem Rollstuhl und sah durch die große Glaschiebetür auf den Balkon und das Treiben auf der Peachtree Street hinunter. Langsam drehte sie sich mit dem Rollstuhl zu mir um. Dichtes, weißes Haar zu einem Bob geschnitten umrahmte ihr runzliges Gesicht. Trotz Altersstar war das Grün ihrer Augen noch satt. „Und?“

„Die Ärztin sagt, ich habe noch ein Jahr. Und das ist schon optimistisch gerechnet.“ Ich spuckte die Neuigkeit aus und hockte mich vor sie hin.

„Das tut mir sehr leid, Bobbie“, sagte sie und strich mir mit ihrer knöchigen Hand über die Wange. „Ich wünschte, wir könnten tauschen.“

Ich wusste, dass sie das nicht nur so sagte. Peggy Milner wartete seit Jahren darauf, *zum Herrn zu gehen*. „Ich bin froh, dass du noch da bist. Was wäre nur ohne dich aus mir geworden?“

„Du warst schon immer eine starke junge Frau. Du und der Herr, ihr habt das wunderbar geschafft. Mich brauchtet ihr gar nicht.“ Typisch Peggy. Sie konnte keine Komplimente ertragen.

„Was mache ich jetzt nur?“

„Was hat denn die Ärztin gesagt? Wie wird es behandelt?“

„Mit einer Tablette. Einer lächerlichen Tablette am Tag, zwei Monate lang. Dann Chemotherapie, hoffentlich, wenn er nicht schon gestreut hat.“

„Dann weißt du, was zu tun ist. Wieso fragst du mich?“

„Ich möchte wohl einfach hören, wie *du* es sagst.“

„So, wie ich es nun schon zwölf Jahre lang sage? Du bist ein Sturkopf, Bobbie.“

Ich nickte und wusste, dass sie recht hatte.

„Geh zurück.“ In ihrer alten, betagten Stimme schwang keinerlei Zweifel mit.

Peggy, Ziehmutter und Freundin seit über achtzehn Jahren, war die Einzige, die mich je hatte weinen sehen. Meine Augen füllten sich mit Tränen und sie wusste wohl, dass es nicht um die Diagnose ging. „Ich kann nicht. Ich habe zu viel Angst.“

Sie lehnte sich in ihrem Rollstuhl zurück und legte die runzligen Hände im Schoß übereinander. Ihre blassen Augenlider flackerten. „Du wolltest immer zurückgehen.“

„Aber was, wenn ich wieder versage?“

„Kind, was hast du zu verlieren?“, sagte sie mit fast scharfem Unterton. „Geh zurück.“

„Tracie hat angeboten, mich zu begleiten.“

„Also hast du doch schon Pläne gemacht“, sagte sie und lächelte.

„Ich habe noch nicht *Ja* gesagt.“

„Dann sag Ja. Schließ die alte Wunde. Lass sie heilen. Geh zurück.“

Ich hockte immer noch vor ihr und legte meinen Kopf in ihren Schoß, spürte ihre Hände auf meinem Rücken, hörte ihre Stimme, das Alter, die Weisheit, und wie sie leise betete. „Lieber Gott, führe Bobbie zurück, damit sie sich vergeben kann. Damit sie sich daran erinnert, was sie längst weiß. Du kannst alles neu machen.“

Temeswar, wenige Wochen später

Langsam und bedächtig lief ich über das Kopfsteinpflaster auf dem Siegesplatz und achtete darauf, wo ich meinen Stock hinsetzte. Ich konnte es mir nicht leisten zu stolpern. Die Erinnerung an jene Nacht vor vielen Jahren war so lebendig, dass ich fast die brennenden Kerzen riechen und das Vaterunser der Menge hören konnte. Ich bekam Gänsehaut, obwohl es mild war. Heute herrschte Ruhe auf dem Platz, die Kapitolinische Wölfin mit Romulus und Remus

war von Studenten und Geschäftsleuten umringt, der Springbrunnen plätscherte und eine ganze Taubenschar balgte sich darum, in den Fontänen zu baden. Die Beete waren mit hellvioletten Petunien und Rosen bepflanzt. Überall Rosen. Mir fiel ein, dass man Temeswar auch die Stadt der Rosen nannte.

Ich humpelte voran, versuchte so gut es ging, meine Gehbehinderung zu verbergen, und wollte in der Menge untertauchen, obwohl meine Nichte Tracie immer sagte, ich würde überall herausstechen. Ich wandte mich in Richtung Oper und blieb vor einem verzierten Gebäude stehen, in dessen Erdgeschoss ein McDonald's eingezogen war.

„Da, siehst du?“ Ich deutete auf das Haus und zog Tracie näher. „Da sind sie.“ Im dritten Stock waren noch immer die Einschusslöcher zu sehen, die in der schicksalhaften Nacht 1989 den Putz von der Wand schlugen.

„Und du warst wirklich dabei“, staunte Tracie. „Und jetzt bist du wieder hier.“

Sie sagte das so unschuldig, ihre braunen Augen voll kindlichem Staunen. Ich freute mich, dass nach zwei Monaten Trübsal der Glanz darin wieder zurück war. „Ja“, sagte ich. „Ich war in jener Nacht hier.“ Und ich war geblieben. Nachdem die Mauer 1989 gefallen war, hatte ich noch viele Monate in diesem Land verbracht und war mit einigen Teamkollegen auf eine faszinierende und entsetzlich schmerzvolle Reise durch Osteuropa gegangen, bis mich das Leben – mein anderes Leben – eingeholt hatte und ich wieder in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt war.

Tracie nahm fast verspielt meine Hand. „Die gute alte *Jill*.“

Ich lächelte. Tracie kannte viele meiner Geschichten. Viele, aber ganz gewiss nicht alle. *Amir*. Sein Name kam mir plötzlich in den Sinn, wie immer in diesen unerwarteten Augenblicken, wenn ich nicht auf der Hut war, wenn ich mir die Erinnerung erlaubte. Ich schob die Gedanken an ihn fort. Verdrängte ihn krampfhaft. „Na komm, Tracie. Ich möchte dir die orthodoxe Kirche am andern Ende des Platzes zeigen.“

Meine liebe Tracie, zweiundzwanzig, frisch aus dem College mit einem Abschluss in Gesang und Musiktherapie, eine hochtalentierete junge Frau mit gebrochenem Herzen. Verwundet, aber es ging

aufwärts, beruhigte ich mich. Diese Reise, so hoffte ich, würde das Ihre tun. Wie eigenartig, dass ich bei Tracie so optimistisch war und bei mir so ängstlich.

Das Staunen in ihrem Blick erinnerte mich an mich selbst, als ich diese neue Welt entdeckte. „Oh, wie wunderschön!“ Sie betonte jede Silbe einzeln und ließ die leere Kathedrale auf sich wirken. Jede Kirche auf unserer Reise entlockte ihr einen überschwänglichen Kommentar.

Vor einem Ikonenständer in der Kirchenmitte, auf dem ein Gemälde der Jungfrau Maria mit ihrem Kind lehnte, standen einige ältere Frauen. Eine nach der anderen trat heran und küsste das Bild. „Orthodoxer Glaube“, flüsterte ich Tracie zu.

„Die küssen das tatsächlich. Wie unhygienisch. Und warum gibt es keine Kirchenbänke?“

„Orthodoxer Glaube“, wiederholte ich. „Alle müssen stehen.“ Obwohl ich mir am liebsten eine Bank herzaubern wollte. Mein linkes Bein schmerzte wie verrückt. Ich stützte mich auf den Stock. Zorn wallte in mir auf – ich sah mich eigentlich nicht als verbitterte Person. Aber ich wollte jemandem den Stock so über den Kopf ziehen, dass er zerbrach, und ihn ins Feuer werfen.

Neununddreißig, Herr. Ist das nicht ein bisschen jung, um zu sterben? Versteh mich nicht falsch, ich freue mich auf den Himmel, aber es gibt einfach so viele Dinge, die ich hier noch tun wollte, bevor ...

„Alles in Ordnung, Tante Bobbie?“ Tracy nahm meinen Arm. „Du zitterst ja!“

„Keine Sorge. Ich bin nur etwas erschöpft.“

„Schau mal, dort drüben. Da stehen Bänke an der Wand.“ Tracy führte mich. Ich protestierte nicht, platzierte den Stock ein ums andere Mal vor mich und lief langsam auf die Mahagonibank zu, auf der schon zwei alte Frauen saßen. Aus jeder meiner Poren kochte die Wut. *Schwäche! Ich bin nicht schwach!*

Ich setzte mich neben die Frauen. Es war mir unendlich peinlich. Das hier war erst der dritte Tag unserer Europatour! Ich wollte ihr in unserem gemeinsamen Monat noch so viel zeigen. Eigentlich wollte ich überhaupt nicht nach Europa zurück. Manche Dinge waren viel zu schmerzhaft. Aber dann war die Diagnose gekommen und mein Leben hatte mich wieder einmal eingeholt. Wenn ich nur noch ein

Jahr zu leben hatte, dann war es wohl Zeit, Peggys Rat zu befolgen und zurückzugehen. Dorthin, wo alles angefangen hatte.

Tracie

Aus dem Augenwinkel heraus beobachtete ich Tante Bobbie, wie sie neben den zwei Mütterchen auf der abgewetzten Bank in der Kathedrale der Heiligen drei Hierarchen saß. Die ganze Szene stimmte nicht. Die runzligen Mütterchen unterhielten sich angeregt, während Tante Bobbie sich zurücklehnte, den Kopf gegen die Wand gelehnt, die Augen geschlossen, in der rechten Hand den Stock. *Nein, nein, nein!* Ich wollte am liebsten schreien. Stattdessen tat ich so, als würde ich ein Bild betrachten und ließ die letzten Wochen Revue passieren.

Meine Tante hatte die Welt gesehen und mir schon als Kind immer gesagt, dass „es tausend Dinge gibt, die ich dir unbedingt zeigen will. Eine Million Orte, die wir besuchen müssen“. Und weil sie am Sterben war, genau wie ich, zumindest innerlich, beschloss ich, dass wir zumindest ein paar Orte davon sehen würden, und wenn es uns umbrachte.

Aber Bobbie sah nicht aus, als würde sie sterben. Ich hatte die jüngste, coolste Tante überhaupt. Sie war die kleine Schwester meiner Mutter, geboren, als Mom zehn war. Mom hatte mit sechsundzwanzig geheiratet und sich dann sofort daran gemacht, Kinder in die Welt zu setzen – mich zuerst –, sodass ich schon früh lernte, auf meine Geschwister aufzupassen. Ich war die Ersatzmutter für fünf Brüder: Timmy, Travis, Teddy, Theo und Thomas. Meine Eltern hatten irgendwie eine Vorliebe für Namen mit T. Der einzige Ort, wo sich jemand wirklich um mich kümmerte, war bei Tante Bobbie, die ironischerweise nie geheiratet oder Kinder bekommen hatte. Seit ich zehn war, behandelte sie mich wie eine Ebenbürtige. Wir planten Urlaube, machten uns für Restaurantbesuche schick, tuschelten über jeden Jungen, für den ich schwärmte. Sie kam zu meinen Schultheateraufführungen und entführte mich eines Sommers nach London zu *Romeo und Julia* und *Das Phantom der Oper*. Sie war davon überzeugt, dass ich es mit meinen schauspielerischen

Fähigkeiten und meiner Gesangsstimme bis nach London oder Stratford schaffen konnte.

Als wir zusammen in Paris waren, erzählte sie mir die Geschichte der Stadt der Lichter mit so vielen spannenden Details, als hätte ich *Eine Geschichte aus zwei Städten* von Charles Dickens gelesen. Tante Bobbie liebte Geschichte, liebte das Reisen, das Exotische, das Spontane. Und sie liebte Menschen.

Später überhäufte sie auch Timmy und Travis, Teddy, Theo und Thomas mit Aufmerksamkeit. Allerdings sagte sie oft, dass die Jungs viel besser mit Moms Bruder Jack auskamen – spätestens, seit sie zehn waren, weil es von da an sowieso fast nur noch um ihre erwachende Männlichkeit ging.

Aber viele Jahre hatte ich mich um die „T-Bande“ gekümmert und Bobbie kümmerte sich um mich.

Alles an Tante Bobbie faszinierte mich. Sie hatte schwarze, schulterlange Locken, strahlend blaue Augen, war groß, stark und auffällig. Sie konnte sich sofort für etwas begeistern, konnte sehr überzeugend sein, und ja, manchmal auch etwas penetrant. Wenn sie etwas wollte, bekam sie es auch. Sie nahm kein Blatt vor den Mund, was ihren Glauben betraf, ihre Meinung, ihre Fähigkeiten und ihre Art, sich um Menschen zu kümmern. Sie hatte zeitlebens Verantwortung getragen, und als Daddy starb, nahm sie ganz natürlich die Rolle der Ersatzmutter ein.

Als Mom mir am Telefon von Tante Bobbies Diagnose erzählte, hatte ich vor Schreck mein Handy fallen gelassen. „Unmöglich“, stammelte ich.

Und dann machte ich mich daran, Bobbies verbliebene Träume zu erfüllen.

Ich wusste, dass sie als junge Frau zehn Jahre in Europa gelebt hatte, bis mein Vater mit zweiundvierzig an einem Herzinfarkt gestorben war und Mom mit uns sechs Kindern allein gelassen hatte. Bobbie, die ewige Retterin – wie Mom sie nannte – gab ihren faszinierenden und geheimnisvollen Beruf in Europa auf, zog zu uns und half meiner Mutter, die T-Bande zu bändigen. Ich sah Tante Bobbie vor mir, am Flughafen von Atlanta, umgeben von Kisten und Koffern.

„Es tut mir so leid, Schwesterchen“, hatte sie gerufen und meine

Mutter in eine ihrer wunderbaren Umarmungen gezogen, während wir Kinder die bisher fast unbekannte Tante bestaunten. „Na los, Kinder! Helft eurer Tante das ganze Zeug hier ins Auto zu bringen! Da sind jede Menge toller Überraschungen für euch drin.“

Das war Tante Bobbie, lustig, aufregend, großzügig. Sie schaffte es, unsere trübsinnigen Gedanken auf die Geschenke zu lenken, die sie uns aus Europa mitgebracht hatte. Ich schloss sie sofort ins Herz. Ich fand sie wunderschön und exotisch, fast extravagant, mit Augen, in denen der Schalk blitzte. Sie trug an jenem Tag einen großzügig geschnittenen, hellorangefarbenen Hosenanzug und umarmte mich stürmisch, wobei sie mich an ihren üppigen Busen drückte, was mich irgendwie tröstete. Im Gegensatz dazu war Mom in ihren Kleidern geradezu verschwunden. Viel zu locker hingen sie an ihrem zerbrechlichen Körper herunter.

Und so zerrte oder schleppte an jenem heißen Sommertag in Atlanta jeder von uns – außer Thomas, der 1994 noch ein Baby war – eine Kiste oder Tasche zu unserem Auto. Ich werde nie Moms dankbaren Blick vergessen.

Tante Bobbie war keine Leisetreterin und doch hatte sie etwas Anmutiges an sich. Sie strahlte etwas Starkes und Tröstendes und Gemütliches aus, sodass ich in ihrer Nähe sein wollte und hoffte, dass es irgendwie auf mich abfärbte. Sie ließ sich nicht die Butter vom Brot nehmen und wurde sogar aufbrausend, wenn nötig. Aber zugleich spürten alle um sie herum, wie zuvorkommend und liebenswürdig sie war. Ich glaube, es lag daran, dass sie immer alles so bewusst tat. Sie schien sich immer brennend dafür zu interessieren, was bei mir so los war. Nie gab sie mir das Gefühl, meine Probleme seien lächerlich oder unwichtig. Und auch, wenn sie vor mir nie wirklich Schwäche zeigte, fing ich allmählich an, sie wahrzunehmen und zu verstehen, was sie für uns aufgegeben hatte und womit sie sich jetzt noch herumschlug, während sie vorsichtig die Kirche verließ, Schritt für Schritt, immer auf den Stock gestützt.

Wenn Mom und ich in den Urlaub fuhren, wollten wir Luxus. Tante Bobbie war eher die Abenteurerin. Sie schmuggelte Bibeln, wohnte in einer Baracke und hatte nichts für Luxus übrig. Nein, so stimmte es nicht. Sie genoss die Bequemlichkeit und den Lu-

xus, wenn er sich ergab, aber sie legte es nie darauf an. Einmal hatte sie sich, nachdem in einem bulgarischen Dorf der Empfänger der „Schmuggelware“ nicht aufgetaucht war, eine Kuhle im Boden gegraben und darin geschlafen, um sich vor Wind und Kälte zu schützen. Sie meinte, es sei „eine tolle Erfahrung“ gewesen. Im Familienurlaub wiederum gönnte sie sich die größte Suite auf einem Kreuzfahrtschiff im Mittelmeer und genoss es sichtlich.

„Eines der wichtigsten Dinge, die ich in meinem Leben gelernt habe, ist es, dankbar anzunehmen, was mich an jedem Tag erwartet. Sozusagen ein vierundzwanzig-Stunden-Abenteurer.“ Das hatte sie nicht nur einmal gesagt.

Mom und ich hatten daher entschieden, dass Tante Bobbie ein malerisches Fünf-Sterne-Hotel in Venedig verdient hatte. Sie war unter einer Bedingung einverstanden gewesen: danach wollte sie nach Temeswar in Rumänien. Das Hotel dort war alles andere als ein Luxusquartier. Tante Bobbie nannte es eine „Kommunisten-absteige“. „Du weißt schon, dunkel, schweres Holz, beklemmend, einfallslos.“

Ihr Zittern in der Kirche spielte sie herunter. „Das sind Nebenwirkungen der Medikamente“, versuchte sie meine Ängste zu beruhigen, was ihr nicht wirklich gelang, aber ihr Blick verbot mir jede Nachfrage. Zurück im Hotel zog sie ihre Slipper aus – früher hatte sie stets Stiefeletten mit Absatz oder Sandalen getragen –, ließ sich auf das flache und durchhängende Bett sinken, legte den Stock ab und lächelte mich an. „Ah, schon viel besser.“

Mir schnürte sich die Kehle zu. Ich wollte nicht weinen! Krampfhaft konzentrierte ich mich darauf, mir ihre Zeit in Europa vorzustellen. Ab 1985 hatte sie hier gelebt und war erst 1994 in ein Flugzeug gestiegen, um ihrer trauernden Schwester und ihren sechs Kindern beizustehen.

„Sie hat geschmuggelt“, hatte Onkel Jack mir vor einigen Jahren erzählt, woraufhin Mom ihm den Ellenbogen in die Rippen gestoßen hatte. Er hatte sie finster angesehen. „Was? Sally, das ist doch nun wirklich kein Geheimnis mehr. Tracie darf das ruhig wissen.“

Ich hüpfte aufs Bett – wir teilten uns das große Doppelbett – und knipste das Nachtlämpchen an. „Denkst du manchmal noch an das, was du früher gemacht hast? An Wien und die Schmugge-

lei und alles? Fehlt es dir?“ Bobbie erzählte gerne Geschichten von früher, aber jedes Mal, wenn ich ihr diese Frage gestellt hatte, war sie ausgewichen und hatte Dinge geantwortet wie: „Wie soll ich das denn vermissen, wenn ich doch jetzt dich und deine Brüder habe?“

Aber heute sah sie mich nur traurig an. „Ich denke immerzu daran und es fehlt mir jeden Tag.“

Ich muss ziemlich erschrocken ausgesehen haben, denn sie griff nach meiner Hand und drückte sie. „Es fehlt mir, aber das heißt nicht, dass ich nicht glücklich bin. Es schließt sich nicht aus, Sehnsucht zu haben und dennoch etwas anderes zu genießen.“

„Wenn du meinst.“ Ich verzog das Gesicht und konzentrierte mich auf die abblätternde beige Wandfarbe vor mir. Da war sie wieder, so eine Aussage von Tante Bobbie über ihr Leben, die ich gleich auf meines anwenden konnte. Ich wusste genau, was sie meinte. „Ich freue mich wirklich, dass wir zusammen hier sind. Aber es tut immer noch so weh, weißt du? Dass er mit mir Schluss gemacht hat. Ich glaube, es wird keinen Tag geben, wo ich nicht dauernd an ihn denke.“

Sie seufzte. „Junge Liebe tut weh.“

„Sie ist zum Kotzen.“ Ich sah meine Tante an und beschloss, die Gelegenheit beim Schopf zu packen und noch eine von diesen Fragen zu stellen, denen sie sonst immer auswich. „Ganz ehrlich, Tante Bobbie. Wolltest du jemals heiraten?“

Sie lächelte. „Natürlich. Manchmal heute noch. Ja, es gibt Leute über vierzig, die noch heiraten!“ Sie musste lachen. „Ich habe darüber nachgedacht, aber dann kamt ihr, eine große Familie mit vielen Kindern, und ich brauchte gar keinen Mann mehr.“

„Aber ...“ Ich ließ nicht locker, obwohl ich mir nicht sicher war, ob ich ihre Antwort hören wollte. „Du wärest lieber in Österreich geblieben, oder? Um dort weiterzumachen?“

Sie legte den Kopf schief, lehnte ihn gegen die roten Polster am Kopfende und schloss die Augen. „Tracie, irgendwann wirst du lernen, dass das Leben aus Phasen besteht. Ich habe mich damals eurer Familie gewidmet. Das hat mir niemand aufgezwungen. Ich habe mich dafür entschieden und ich habe es niemals bereut. Und nun steht eine neue Phase an.“

In ihrer Stimme schwang Sehnsucht nach der Vergangenheit

mit. Ich konnte in diesem Moment nur daran denken, dass ihr der Onkologe vor einem Monat das Todesurteil überbracht hatte. Ich wollte nicht, dass Tante Bobbie in diese Phase eintrat. Die letzte. Niemals.

Amir

Die neuen Flüchtlinge waren vor zwei Tagen angekommen. Amir konnte sich vorstellen, wie sie ins Flüchtlingsheim gestolpert waren, müde, orientierungslos, durchgefroren, ängstlich, Verzweiflung im Blick. Er erinnerte sich an seine eigene Flucht, als er 1989 in Traiskirchen gelandet war. Traiskirchen. Ob es wirklich „Drei Kirchen“ waren, hatte er in der Geschichte des Ortes nie nachgeforscht. Er wusste nur, dass er *die* Kirche gefunden hatte. Die, deren Mitglieder Jesu Hände und Füße waren. Er hatte sie kennengelernt, noch bevor er den Herrn selbst kennengelernt hatte. In den tristen Fluren mit all den anderen Flüchtlingen hatte das Raunen begonnen. „Es gibt einen Ort hier mit guten Menschen, die Kleidung und Essen und Zeit verschenken. Er heißt ‚Die Oase‘.“

Niemand hatte damals gewagt, das Beste zu nennen, was man dort bekam: Hoffnung.

Heute half Amir dem bunt gemischten Team von der „Oase“ einmal im Monat.

Die Flüchtlinge dort hatten denselben verstörten Gesichtsausdruck, dieselbe Hoffnungslosigkeit im Blick, dieselbe Angst. Wenn er die Augen schloss, sah er sofort, was er hinter sich gelassen hatte vor all den Jahren.

Die ersten Bomben fielen um Mitternacht. Amir schreckte voller Grauen hoch, warf sich seine Kleider über und stürzte ins Nebenzimmer der winzigen Wohnung. „Maamaan! Baba! Steht auf, zieht euch an! Wir müssen fort.“ Er scheuchte sie aus dem Haus, über die Straße und durch die Gassen. Im Abstand von wenigen Minuten leuchtete der Himmel auf. Die Soldaten hatten ihre Offensive mitten in der Nacht begonnen. Sie würden jeden niedermetzeln, der sich ihnen in den Weg stellte.

Amir dachte nicht gerne an jene Nacht zurück, aber die Erinnerung überfiel ihn in den unerwartetsten Momenten – wie heute,

wo die „Oase“ brechend voll mit jungen Männern aus dem Iran, Irak und Afghanistan war. Sie belagerten die Bar, wo zwei freiwillige Helfer aus einer Kirche in Wien hektisch Kaffee oder Chai-Tee aus-schenkten. *Jeder nur einen Becher*, wiederholten sie immer wieder. Amir passte an der Tür auf. Die Männer sahen hungrig aus, rastlos, verwirrt. Genauso hatte er mit dreiundzwanzig ausgesehen, ein gebrochener junger Mann, der die Gebirgsketten im Iran, der Türkei und Albaniens überquert hatte, um seine Eltern zu retten.

Hinter ihm erklang Gelächter, und als er sich umsah, erblickte er fünf junge Männer, ohne Zweifel Iraner, die die Arme umeinander gelegt hatten und lachend für ein Foto posierten. Trish zählte auf Farsi bis drei und drückte auf den Auslöser. Morgen würde sie die Fotos entwickeln lassen, damit sie sie ihnen am nächsten Dienstagabend überreichen konnte. Das war Trish – immer mit neuen Ideen, wie sie den jungen Männern Gutes tun konnte.

Amir wandte den Blick ab. Trish erinnerte ihn zu sehr an eine Frau aus seiner Vergangenheit – die dunklen Haare, die blauen Augen, das Feuer darin. Ihr Südstaatenakzent aus Georgia, dem amerikanischen Bundesstaat. Das war schon so lange her. Eine hübsche junge Amerikanerin, die ihm Kaffee brachte; die seine Mutter nach dem Tod seines Vaters tröstete; die einen Mantel für seine erste kalte Nacht in Österreich auftrieb, als Schnee die Straßen bedeckte; die ihn überzeugte, die Bibelstunde zu besuchen ...

Amirs Gedanken schnellten zur Gegenwart zurück. Die Bibelstunde! Die Räume an der Hinterseite des Gebäudes waren mit Zeitungspapier an den Fenstern verdunkelt, der Hintereingang verschlossen. Später, viel später, wenn Kaffee und Tee ausgetrunken und die meisten gegangen waren, würden sich einige Männer nach hinten schleichen, unter dem Schutz der übervorsichtigen Blicke ihrer Kameraden, und würden drei Mal an die Tür klopfen. Sie würden warten und noch einmal klopfen. Sich hineinschleichen und begierig lauschen.

Amir begrüßte einen jungen Mann und klopfte ihm auf die Schulter. „Schön, dich zu sehen, Sami.“

Sami nickte und deutete mit dem Blick in Richtung Flur. „Später. Um neun. Nicht jetzt.“ Sami war dünn, fast schwächig, dafür sehr neugierig, wenn auch desillusioniert, und voller Fragen.

Ja, später würde Amir ihm aus der Bibel erzählen, das *Injil*, das Evangelium erklären und Jesus als den Herrn der Herrn verkündigen. So, wie Jill es einst getan hatte.